

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 127 (2007)

Artikel: Grossstadtkinder : Erinnerungen von Stadzürcherinnen und Stadtzürchern, 1930 bis 1960
Autor: Brändle, Fabian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grossstadtkinder

*Erinnerungen von Stadtzürcherinnen und Stadtzürchern,
1930 bis 1960*

Der 1927 geborene Erwin Läser wuchs als Einzelkind im Stadtzürcher Arbeiterquartier Aussersihl auf. Seine «Erinnerungen aus meiner Bubenzeit» belegen, wie sich männliche Kinder und Jugendliche im Quartier bewegten, wie sie beobachteten, herumschweiften, Fantasien auslebten, mit wenig Geld kreativ waren. So brachen die Knaben im Winter Eisschollen aus der Sihl, um auf diesen den Fluss hinab zu driften. Im Winter 1939/40 entschloss sich der ansonsten eher ängstliche Läser, diese Mutprobe zu bestehen: «Schliesslich war eine Eisschollenfahrt für einen Aussersihlerbuben so etwas wie eine Ehrensache.»¹ Wer den Absprung ans Ufer verpasste und ins kalte Wasser fiel, wärmte sich auf den Radiatoren der Sihlpost auf. Somit entging er den Strafen der Eltern, die das riskante Vergnügen untersagt hatten. Die Kühnsten liessen es sich indessen nicht nehmen, unter dem Hauptbahnhof hindurch zu fahren. Diese Tat erheischte den Respekt der Gleichaltrigen. Erwin Läsers Bericht ist nur eine Quelle von vielen, die über die Bedingungen des Aufwachsens in Zürich von 1930 bis 1960 detailliert berichten.

¹ Läser, Erwin. Läsi. Erinnerungen aus meiner Bubenzeit. Illustriert von Walter Greub. Wallisellen 1993, S.134.

Seit einigen Jahren beschäftige ich mich mit den selbst geschriebenen Lebensberichten schweizerischer und oberdeutscher «kleiner Leute». Meine Sammlung besteht mittlerweile aus rund 200 Lebensberichten.² Historikerinnen und Historiker haben den aussergewöhnlichen Quellenwert solcher Texte bemerkt.³ Selbst geschriebene Lebensberichte von Angehörigen unterer Schichten gewähren jene Einblicke in den Alltag, in Erfahrungen und Erleben, in Freizeit, Schule und Arbeit, die ansonsten kaum quellenkundig werden. Einzig Gerichtsprotokolle und die sehr aufwändige Methode der «oral history» ermöglichen gleichwertige Einsichten in die Lebenswelten der unteren Schichten.⁴

Im Folgenden möchte ich fünf Stadtzürcher Autorinnen und Autoren zu Wort kommen lassen. Die Auswahl erfolgte zufällig. Ich bin

² Vgl. Brändle, Fabian, und Dominik Sieber (Hg.) sowie Roland E. Hofer und Monika Landert (Bearbeiter). Augustin Güntzer. «Kleines Biechlin von meinem ganzen Leben.» Die Autobiographie eines Elsässer Kannengiessers aus dem 17. Jahrhundert. Köln, Weimar und Wien 2002; Brändle, Fabian, und Sebastian Leutert (Hg.). Mathias Lauberer, Vater und Sohn. «Mein haußbiechlein». Schreibende Schuhmacher im 17. Jahrhundert. Basel 2004; Brändle, Fabian (Hg.). Gregorius Aemisegger. Das lange Leben eines Toggenburger Hausierers. Gregorius Aemisegger (1814–1913). Erscheint 2006.

³ Vgl. Warneken, Bernd Jürgen. Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen 1985; Bergmann, Klaus. Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der 'kleinen Leute' und Außenseiter. Opladen 1991; Haymes, Maty Joe. Taking the Hard Road. Life Course in French and German Worker's Autobiographies in the Era of Industrialization. Chapel Hill 1995; Amelang, James S. The Flight of Icarus. Artisan Autobiography in Early Modern Europe. Stanford 1998; Wadauer, Sigrid. Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt/New York 2005.

⁴ Eine frühe Auswertung von Gerichtsprotokollen mit alltagsgeschichtlicher Fragestellung bei Schaffner, Martin. Die Basler Arbeiterbevölkerung im 19. Jahrhundert. Beiträge zu ihrer Lebensform. Basel und Stuttgart 1972. Zur «oral history» vgl. den Klassiker von Thompson, Paul. The Voice of the Past. Oral History. Oxford 2000³. Eine fruchtbare Verbindung zwischen schriftlichen Berichten und mündlicher Nachfrage zeigt auf: Papathannasiou, Maria. Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880–1939. München 1999. In Wien besteht seit einigen Jahrzehnten eine «Dokumentationsstelle lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen», die auf eine Initiative des Sozialhistorikers Michael Mitterauer zurückgeht und mittlerweile Tausende von Texten umfasst. Eine ähnliche Dokumentationsstelle befindet sich im süddeutschen Emmendingen.

mir sicher, dass noch manches Stadtzürcher Selbstzeugnis auf seine Entdeckung wartet. Wer ein solches verfasst hat oder noch schreiben möchte, kann sich gerne an mich wenden.⁵ Zu den verwendeten Quellen: Der bereits erwähnte *Erwin Läser* wuchs im Kreis 4 als Sohn einer ziemlich armen Coiffeurfamilie auf. Er wurde später kaufmännischer Angestellter. Die von seinem Jugendfreund Walter Greub gekonnt illustrierten, im Selbstverlag erschienenen «Bubenerinnerungen» umfassen 189 Seiten.⁶ *Mary Apafi-Fischer* wurde 1931 als Tochter eines Lehrers geboren und unterrichtete später auch selber. Sie wuchs auf dem Milchbuck auf und wohnte später an der Turnerstrasse in Unterstrass. Ihre 232 Seiten starken Kindheits- und Jugenderinnerungen bestehen wie jene Läasers aus lose zusammengefügtten Erlebnissen.⁷ Ebenfalls Lehrerin wurde die 1928 geborene *Annemarie Naef*. Sie wuchs ohne Vater auf und wohnte erst zusammen mit der Mutter bei den Grosseltern an der Hegibachstrasse, dann an der Carmenstrasse. Naef beschränkte sich auf 80 Seiten.⁸ *Lydia Roten-Besomi* schliesslich wurde 1937 im Seefeld geboren, wo sie auch ihre Kindheit und Jugend zubrachte. Sie machte später eine kaufmännische Ausbildung und arbeitete unter anderem als Sekretärin und Dolmetscherin.⁹ Ihre Erinnerungen umfassen 110 Seiten. Der Lehrer, Autor und Kabarettist *Heinz Lüthi* wurde 1941 als Polizistensohn im kleinbürgerlichen Quartier Unterstrass geboren, wo er auch seine Kindheit und Jugend verbrachte, die er auf 239 Seiten ausführlich beschreibt.¹⁰ Sämtlichen Erinnerungen eignet eine gewisse Episodenhaftigkeit. Die Chrono-

⁵ Fabian Brändle, Mattengasse 22, 8005 Zürich, fabr@gmx.ch. Vgl. etwa die auf Initiative der reformierten Kirchgemeinde Industrie hin entstandene Textsammlung «So zogen die Jahre dahin ...». Zürich Stadtkreis 5 – Industriequartier. Bewohnerinnen und Bewohner erinnern sich und erzählen aus ihrem Leben. Zürich 1999.

⁶ Siehe Anm. 1. Zu Läser und seinen Erinnerungen vgl. Brändle, Fabian. «Wir waren ein verschworener Haufen.» Aufwachsen in Aussersihl, 1927 bis 1945. In: Etü 1/2006.

⁷ Apafi-Fischer, Mary. Barfuss über den Milchbuck. Schritte einer Kindheit in Zürich 1935–1945. Stäfa 1995.

⁸ Naef, Annemarie. Eine Kindheit in Zürich. Annemareili Zuckerfräuli. Stäfa 1999.

⁹ Roten-Besomi, Lydia. Kinderlachen. Erinnerungen ans Quartier Zürich-Seefeld, 1937–1958. Stäfa 1998.

¹⁰ Lüthi, Heinz. Vater, die Stadt und ich. Weiningen 2002.

logie wird oft durchbrochen. Ich habe mich dazu entschieden, die Texte nach gewissen Themen zu befragen, die für die Sozialisierung zentral sind: Familie, Strasse und Quartier, Gleichaltrige («peers»), Geschlecht, Arbeit und Freizeit.¹¹ Die ebenso wichtigen Sozialisationsinstanzen Verwandtschaft und Schule werden in diesem Artikel nur am Rande beleuchtet.¹² Mein Augenmerk richtet sich auf die Gemeinsamkeit der Verfasserinnen und Verfasser. Sie wuchsen in einer Grossstadt auf. Die Historikerin Heidi Witzig weist in ihrer Alltagsgeschichte der Schweiz um 1900 auf die «Grossstadtmentalitäten» von Zürcherinnen und Zürichern hin. Auch ärmere Leute nahmen am Stadtleben teil, genossen die sonntäglichen Promenadenkonzerte, flanierten auf der Bahnhofstrasse oder am Zürichhorn. Den wichtigsten Zugang zu dieser «symbolischen Teilhabe» am städtischen Konsumangebot gewährten die Schaufenster.¹³ Der in Aussersihl aufgewachsene Hans Meierhofer schreibt, wie er und seine Freunde jeweils die Schaufenster von Franz Carl Weber inspizierten, wie sie fachsimpelten und sich gar stritten über Eisenbahnmodelle und Baukästen, über Spielzeug also, das für sie unerschwinglich war. Erwin Läser berichtet davon, wie er und seine Freunde jeweils den Wagemut der auf dem Helvetiaplatz auftretenden Artisten bestaunten. Die Sensationsnummer waren die Gebrüder Bühlmann von der «Arena Pilatus», die in «Matrosen im Sturm» auf hohen hölzernen Mastbäumen schwangen. Läsers Mutter gab ihrem Sohn jeweils einen Fünzfziger mit der Bemerkung:

¹¹ Zur Historischen Sozialisationsforschung vgl. Gestrich, Andreas. *Vergesellschaftungen des Menschen. Einführung in die Historische Sozialisationsforschung*. Tübingen 1999.

¹² Zur Geschichte der Familie vgl. Sieder, Reinhard. *Sozialgeschichte der Familie*. Frankfurt am Main 1987; Rosenbaum, Heidi. *Proletarische Familien, Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung*. Frankfurt am Main 1992; Mitterauer, Michael. *Historisch-anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen*. Wien und Köln 2000. Zur Schulerfahrung vgl. Maynes, Mary Jo. *Schooling in Western Europe. A Social History*. New York 1985; Brändle, Fabian. Schüler sein um 1900. In: *Toggenburger Jahrbuch 2005*, S. 125–140.

¹³ Witzig, Heidi. *Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914*. Zürich 2000, S. 333 f.

kung: «Die müend au gläbt ha.»¹⁴ Andererseits entwickelten die Knaben recht raffinierte Strategien, um die Kassiererin zu fliehen.

Erwin Läser: «Wir Ausserihler Gassebuebe»¹⁵

Erwin Läser's Eltern waren zwar selbständig, indem sie einen Coiffeur-salon betrieben. Die Geldnot war jedoch ständig präsent. Nähere Verwandte bedeuteten Erwin Läser recht viel, vielleicht, weil er als Einzelkind aufwuchs. Eine Tante rauchte und sang gerne frivole Lieder, ein Onkel nahm Erwin an Fussballspiele der «Grasshoppers» oder der «Young Fellows» mit. Sackgeld war unbekannt, Läser verdiente sich dann und wann ein paar Rappen, indem er vor dem Warenhaus EPA Velos putzte, Botengänge verrichtete oder den Soldaten Bier und Wähen brachte.¹⁶ Obwohl arm, konnte sich die Familie im Sommer billige Ferien leisten, die sie am Greifensee verbrachte, wo Vater und Sohn gerne «läugelten».¹⁷ Die Eltern waren tolerant und erlaubten ihrem Sohn, sich oft mit Freunden auf den Strassen des Quartiers zu tummeln. Läser spricht denn auch einmal von «wir Ausserihler Gassebuebe»¹⁸, die so manchen Streich ausheckten. Fast täglich waren Mutproben zu bestehen, die vom Anführer, Walter Greub, bestimmt wurden und die ritualmässig die Zugehörigkeit zur Clique untermauerten. Walters Bruder Werner war besonnener und beschwerte sich, wenn es dieser zu arg trieb: «So hör jetzt emal uf, es langet jetzt!»¹⁹ 1938 gründete Läser zusammen mit den beiden Tessinern Mario Ravaioli und Riccardo Zappia sowie Arthur Kleis und Hans Haug den

¹⁴ Läser, *Erinnerungen*, S. 137.

¹⁵ Läser, *Erinnerungen*. Siehe Anm. 1.

¹⁶ Ebd., S. 64. Zu den mannigfachen Möglichkeiten von Unterschichtskindern, ein wenig Geld zu verdienen, vgl. Papathannasiou, *Zwischen Arbeit, Spiel und Schule*, S. 153 f. (siehe Anm. 4).

¹⁷ Läser, *Erinnerungen*, S. 91 f. Zum Aufkommen des Bedürfnisses nach Ferien auch bei den schweizerischen Unterschichten vgl. Schumacher, Beatrice. *Ferien und Popularisierung eines Bedürfnisses 1890–1950*. Wien 2002.

¹⁸ Läser, *Erinnerungen*, S. 33.

¹⁹ Ebd., S. 122.

Detektiv-Geheimbund «Arabikus». Dieser hatte zum Ziel, eine andere Clique zu «vernichten». Der Bund wurde blutsbrüderlich besiegelt.²⁰ Solche Rituale erinnern an die Praxen von Gangs aus den Arbeiterquartieren nordenglischer Städte vor 1945. Diese waren indessen oft in kleinkriminelle Aktionen verstrickt und befanden sich im Dauerkonflikt mit der Polizei. Viele Angehörige solcher Gangs wurden in Korrekptionsanstalten verfrachtet («borstal boys»);²¹ Zwar sahen sich auch die Aussersihler «Gassebuebe» dann und wann mit Ordnungshütern konfrontiert. Über Diebstähle oder blutige Bandenkriege erfahren wir jedoch nichts. Dies heisst jedoch nicht, dass körperliche Gewalt nicht vorkam. Läser berichtet von «Überfällen» von Wiedikern oder Engemern.²² Gefürchtet waren die jungen Bewohner des Erismannhofes, dem Pionierprojekt des sozialen Wohnungsbaus:

«Ganze Horden von Buben hatte es dort, und es war für uns nicht ratsam, zu nahe vorbeizugehen. Und schon gar nicht, sich in den riesigen Innenhof vorzuwagen. Die Erismannhöfler machten sich einen richtigen Sport daraus, fremden Eindringlingen auf den Ranzen zu geben. Sie waren auch immer in der Überzahl.»²³

Einen Namen machte sich, wer besonders frech zu Erwachsenen war. Auf die Rufe seiner Mutter, endlich nach Hause zu kommen, antwortete Erwin Kern: «Bis doch still, du tummi Chue.»²⁴ Die Brüder Greub hatten es Läser angetan: «Sie waren stark, gewandt, furchtlos und, besonders Walti, mein grosses Vorbild, frech.»²⁵ Läser imitierte deren Mimik und Gestik, deren Lachen und Sprache, sehr zum Leidwesen seines Vaters: «Hocksch wieder bi de Greubli äne, dene Halünggli,

²⁰ Ebd., S. 55.

²¹ Vgl. Humphries, Stephen. *Hooligans or Rebels? An Oral History of Working-Class Childhood and Youth 1889–1939*. Oxford 1981; Clark, John u. a. *Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen*. Frankfurt am Main 1981²; Davies Andrew. *Youth Gangs, Masculinity and Violence in Late Victorian Manchester and Salford*. In: *Journal of Social History* 32 (1998), S. 349–389.

²² Läser, *Erinnerungen*, S. 147.

²³ Ebd., S. 172.

²⁴ Ebd., S. 35.

²⁵ Ebd., S. 37.

mer merkt ders a.»²⁶ Für Knaben aus «gutem Hause» war dieser Umgang zu roh. Läser's Mutter bezeichnete die Eltern von Marcel Fetz als «Mehbesseri». Läser weihte den «gstabigen», aber umso gutmütigeren Fetz in die Geheimnisse des Strassenfussballs ein. Im «Übereifer» gebrauchte er so manchen «Schlötterlig»: «Gib doch ab, du Tubel, oder schüss doch, du tumme Siech!»²⁷ Plötzlich wählte Fetz einen anderen Schulweg aus und ging Läser geflissentlich aus dem Weg: «Ich dörf nümme mit dir spiele, ich lehri bi dir eso wüeschti Wörter.»²⁸ Die ungehobelte, mit Kraftausdrücken gespickte Sprache war ein Bestandteil der damaligen Aussersihler Jugendkultur wie das Frechsein zu Eltern oder gewissen Autoritäten. Die Zurschaustellung von Männlichkeit war eine andere Komponente. Lorbeeren verdiente sich in dieser Beziehung ein Freund Erwin Läser's, der beim Übersteigen eines Zaunes ausschlipfte. Die Zaunspitze durchbohrte seinen Arm. Der Freund verzog keine Miene, zog den Arm selber heraus, ging heim und meinte lakonisch zur Mutter, er müsse wohl zum Arzt.

Sport war die Lieblingsbeschäftigung der Aussersihler Knaben. Im Sommer regierte König Fussball. Die Knaben kickten mit Tennisbällen, da Lederbälle unerschwinglich waren. Der Mangel an Grünflächen in Aussersihl und gesperrte Schulhausplätze zwang die Knaben zu Exkursionen bis nach Schlieren. Oft mussten Hinterhöfe oder die Strasse genügen.²⁹ Die Buben eiferten den damaligen Profis³⁰ nach, dem italienischstämmigen Verteidiger Severino Minelli oder dem Goalgetter Trello Abegglen. Läser verstand sich besonders darauf, die

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., S.35.

²⁸ Ebd.

²⁹ Zum Strassenfussball der Schweizer Städte von 1920 bis 1945 vgl. Brändle, Fabian. Von Dolen und Tschuggern. In: WOZ Die Wochenzeitung 44/2005, S. 11. Während der Benzinrationierung im Zweiten Weltkrieg erlebte der städtische Strassenfussball seine späte Blüte, ehe er vom Automobilverkehr verdrängt wurde.

³⁰ 1931–1939 bestand in der Schweiz eine professionelle Fussballiga, die indessen nicht recht rentierte und auch aus ideologischen Gründen angefeindet wurde. Die «Lex Zumbühl» von 1943 verbot den Profifussball und sah bei Verstössen harte Strafen vor, die auch ausgeführt wurden. Erst 1960 war es wieder erlaubt, mit Fussball Geld zu verdienen (Halbprofi-Status), Restriktionen bestanden allerdings noch lange Zeit weiter. Vgl. Brändle, Fabian, und Christian Koller. Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs. Zürich 2002, S.79–86.

Finten des Talents Alfred Bickel zu imitieren. «Bickelis» wurde gar zum geflügelten Wort.³¹

«Ganz plötzlich war es da!»³², schreibt Erwin Läser mit Blick auf das Rollhockey. Alle Knaben des Quartiers hätten sich Rollschuhe angeschafft: «Es gab zwei verschiedene Qualitäten: – die billigen mit Eisenrädern ohne Kugellager, die entsprechend harzig liefen und einen Riesenlärm machten, und – die leisen, mit auswechselbaren Hartgummirädern auf Kugellagern, die beinahe von selbst liefen.»³³ Läser bekam «wie immer und bei allem die billigste Version, was mich beim Rundenlaufen natürlich arg handicapierte [...]»³⁴ Bei den Stöcken wurden indessen keine Kompromisse geduldet. Jeder Spieler hatte einen richtigen Eishockeyknebel vorzuweisen. Dieser war teuer, kostete er doch vier Franken beim «Sportex» an der Langstrasse, was im elterlichen Coiffeursalon einmal «Waschen und Legen» entsprach. Kein Wunder also, dass die Ärmsten der Armen vom Vergnügen ausgeschlossen blieben. Die 1930er Jahre waren eine Krisenzeit, und auch nach der Überwindung des Höhepunktes der Weltwirtschaftskrise um 1935 blieben die Löhne tief. Fritz Heusler berichtete Werni Greub einige Jahrzehnte nach dem Rollhockeyfieber:

«Weisst du Werni, wie ich, hinter dem Vorhang versteckt, jeweils sehnsüchtig euren Rollhockeymatches zuschaute und nicht dabei sein konnte, weil ein Paar Rollschuhe für meine Eltern einfach nicht drinlagen.»³⁵

Eine Holzscheibe diente als Puck. Die Greubs erhielten gepolsterte Knieschoner, während sich Erwin Läser mit den Krampfadernbinden seiner Mutter behalf.³⁶ Spielstätten waren die Schreiner- und die Engelstrasse. Bald konstituierten sich Clubs mit eigenen Tenues. Berüchtigt waren die Zinisträssler. Deren Goalie hatte eine «Chelle», die so

³¹ Läser, Erinnerungen, S. 119.

³² Ebd., S. 61.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., S. 142.

³⁶ Ebd., S. 64.

bemessen war, dass ein Torschuss praktisch unmöglich war. Der «RC Zinistrasse» war eine «richtige Schläger-Clique»³⁷. Wer dort siegte, riskierte, verprügelt zu werden. So entschloss sich der Captain von Läders Team beim Stande von 2:1, das Terrain fluchtartig zu verlassen mit dem Ausruf: «Rolli ab!»³⁸

Im Winter war neben dem Eisschollendriften auf der Sihl und dem Schlitteln vor allem Eishockey angesagt. Die Clique schuf ein eigenes, kleines Eisfeld in einem Hinterhof. «Im Geiste spielten wir schon die tollsten Matches. Natürlich Schweiz mit dem -ni-Sturm gegen die Tschechoslowakei mit Malachek.»³⁹ Der -ni-Sturm war damals die beste Linie des in der Schweiz dominanten HC Davos. Er formierte sich aus Hans und Pic Cattani sowie «Bibi» Torriani, die ab 1933 für anderthalb Jahrzehnte zusammenspielten.

Populären Lesestoff bildeten Heftchen, die auf dem Pausenplatz getauscht und von der Schulpflege als «Schund»⁴⁰ verfolgt wurden. «Man konnte sie antiquarisch kaufen für 20 bis 40 Rappen pro Stück, je nach Zustand. Sie hiessen John Kling und die beliebtere Serie Rolf Torring. Die Helden waren besagter Torring, sein Freund Hans Warren und ein hünenhafter Neger Pongo. Die Abenteuer dieser drei spielten in Afrika, Indien, Malaysia, Hongkong usw. und regten unsere Fantasie aufs höchste an.»⁴¹ Die Knaben verschlangen auch den Leder-

³⁷ Ebd., S. 67

³⁸ Ebd., S. 69.

³⁹ Ebd., S. 71.

⁴⁰ Zur Verfolgung von «Schund» im Deutschland der Weimarer Republik im Zuge des Antiamerikanismus vgl. etwa Maase, Kaspar. Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970. Frankfurt am Main 1997, S. 173–175. Für England und die USA vgl. Springhall, John. Popular Culture and Moral Panics. Penny-Gaffs to Gangsta-Rap. Basingstoke 1998.

⁴¹ Läser, Erinnerungen, S. 47. Alfred Messerli weist mit Rekurs auf die Lektüreerhebungen des Pfarrers Calt Bruckner auf die Lektüren von Kolportageromanen und Groschenheften im Kanton Glarus nach 1900 hin. Besonders beliebt waren «Sherlock Holmes», «Nick Carter» und «Buffalo Bill». Vgl. Messerli, Alfred. Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz. Tübingen 2002, S. 397, Anm. 265; Bruckner, Carl. Jugend- und Volkslektüre mit spezieller Berücksichtigung des Kantons Glarus. Referat für die Kantonale Herbstkonferenz 1910. Glarus 1910.

strumpf von James Fenimore Cooper⁴² und natürlich Karl Mays Indianerromane. Prompt bauten sie ganze Indianerdörfer nach. Diese Lektüren sind schöne Beispiele für Vorgänge, die der französische Historiker Roger Chartier als «Aneignung» bezeichnet. Die Bemächtigung von Texten ist abhängig von den Leserinnen und Lesern, welche die Lektüre nach ihrem Gutdünken interpretieren und fantasievoll in Handlungen umsetzen.⁴³

Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem Jazz, der sich trotz aller Anfeindungen in den späten Zwanziger Jahren, nicht zuletzt dank der Produktion von Schallplatten, auch in den Schweizer Städten zu etablieren begann.⁴⁴ An einem Pfadifest traten sie als Jazzband verkleidet auf die Bühne. Die Instrumentierung bestand aus «Schnörrengeigen» und kleinen «Saxophönlis». Walti [Greub] als Leader und Sänger bastelte ein Mikrophon aus Bambus und farbigen Federn. [...] Er sang und tanzte sich in Ekstase, demolierte am Schluss sein Mikrophon und den Zylinder und schleuderte beides ins Publikum hinaus. Dieses raste und brüllte vor Begeisterung.»⁴⁵ Die Knaben hatten sich stilsicher ganz in Weiss verkleidet, selbst die alten Schuhe wurden weiss gespritzt. Die Gesichter waren schwarz geschminkt, «und auf die Köpfe bekamen wir schwarze Krausperücken.»⁴⁶ Die «Shaby Fire Nigger Jazzband» war eine Referenz an den Jazz der Schwarzen, unbewusst gemischt mit Elementen der amerikanischen «minstrel shows», während denen sich Weisse als Schwarze travestierte und diese rassistisch

⁴² Zur Lederstrumpf-Rezeption in der Schweiz vgl. Messerli, Lesen und Schreiben, S. 456, Anm. 195 (siehe Anm. 41). Zur Cooper-Lektüre der britischen Arbeiterklasse vgl. Rose, *Life*, etwa S. 354 f. (siehe Anm. 43).

⁴³ Vgl. etwa Chartier, Roger. *Lectures et lecteurs dans la France d'ancien régime*. Paris 1987; Chartier, Roger. *Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main und New York 1990. Für Grossbritannien vgl. Rose, Jonathan. *The Intellectual Life of the British Working Classes*. Yale 2001, besonders S. 5–8.

⁴⁴ Zum Jazz in der Schweiz und den Widerstand gegen diese Musik vgl. Mäusli, Theo. *Jazz und geistige Landesverteidigung*. Zürich 1995. Vgl. auch Mäusli, Theo (Hg.). *Jazz und Sozialgeschichte*. Zürich 1994; Spoerri, Bruno (Hg.). *Jazz in der Schweiz. Geschichte und Geschichten*. Zürich 2005.

⁴⁵ Läser, *Erinnerungen*, S. 116.

⁴⁶ Ebd., S. 115.

verspotteten.⁴⁷ Dass «Nigger» ein rassistisches Schimpfwort war, lernte Edwin Läser erst viel später.

Zu den erschwinglichen Vergnügungen gehörte in Läasers Jugendzeit das Kino.⁴⁸ Wie beim Sport oder in der Musik waren die Ausersihler nicht bloss Konsumenten. Sie setzten ihre Erfahrungen kreativ um. Ein Freund Läasers war in der Sekundarschule so fasziniert von einem Schauspieler, dass «er den Werni Wyss richtiggehend ablegte und fortan Clark Gable⁴⁹ war. Er vertraute mir an, dass er jeden Tag vor dem Spiegel übe, dieses spöttisch-überlegene Lächeln mit den hinaufgezogenen Augenbrauen hinzubringen.»⁵⁰ Mit schwarzem Farbstift bepinselte er die blanke Oberlippe kunstgerecht, denn der Bartwuchs war noch nicht weit gediehen. Schon in der Lehre stehend, ahmten Läser und seine Kollegen die Säbelkämpfe Zorros nach.⁵¹ Der Lehrmeister machte, als er die beiden erwischte, gute Miene zum guten Spiel: «Ihr sind ja scho zwei glatti Sieche, aber übertriebe müend ihr nöd.»⁵²

⁴⁷ Zu den «black minstrelsies» vgl. Nasaw, David. *The Rise and the Fall of Public Amusements*. Cambridge, Mass. und London 1993, S. 53 f.; Toll, Robert C. *Blackening Up. The Minstrel Show in Nineteenth-Century America*. New York 1974.

⁴⁸ Zur Geschichte des Kinos in der Schweiz vgl. Haver, Gianni. *Le spectacle cinématographique en Suisse (1895–1945)*; Kramer, Thomas, und Martin Prucha. *Film im Lauf der Zeit. 100 Jahre Kino in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Wien 1994; Meier-Kern, Paul. *Verbrecherschule oder Kulturfaktor. Kino und Film in Basel 1896–1916*. Basel 1993.

⁴⁹ Der amerikanische Schauspieler Clark Gable (1901–1960) war damals einer der populärsten Kinogestalten. Er spielte oft draufgängerische Charmeuse. Weltberühmt wurde Gable 1939 als Rhett Butler in «Vom Winde verweht». Vgl. Jordan, René. *Clark Gable. Seine Filme – sein Leben*. München 1991.

⁵⁰ Läser, *Erinnerungen*, S. 126.

⁵¹ Zorro (spanisch für Fuchs) war eine Roman- und Heftchenfigur, geschaffen 1919 vom amerikanischen Autor Johnston McCulley. Die Geschichte spielt im Kalifornien des 19. Jahrhunderts, wo Zorro ein Doppelleben führt. Tagsüber ist er ein geruh-samer Landadeliger, während er in der Nacht mit schwarzem Umhang sowie einer Gesichtsmaske zum Rächer des Volkes wird. Er ist ein begnadeter Fechter und hinterlässt bei seinen Opfern jeweils ein «Z» für Zorro. Die Geschichte wurde mehrmals verfilmt. Der klassische Film der Tonfilmzeit ist «The Mark of Zorro» von Robert Mamoulian mit Tyrone Power als Zorro, gedreht 1940. Vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/zorro, eingesehen am 19. März 2006.

⁵² Läser, *Erinnerungen*, S. 184.

Annemarie Naef: Ein «Zürigümper» zwischen Stadt und Neftenbach

Annemarie Naef wurde 1928 in Küsnacht geboren. Ihr Vater, sehr attraktiv und aus der Tschechoslowakei stammend, war Gärtner in einer herrschaftlichen Villa. Er war dem Alkohol allzu zugetan, so dass sich die Mutter, eine Primarlehrerin, zur Scheidung entschloss, als ihr Kind gerade vier Jahre alt war. Sie zog zu ihren Eltern an der Hegibachstrasse. Der Grossvater war Lehrer am Hofackerschulhaus, sämtliche drei Töchter hatten das Seminar besucht. Annemarie Naefs Mutter fand bald eine Stelle in Altstetten. Die kleine Annemarie vermisste den Vater, sie vermisste ihre Freunde, zumal sich in der Nachbarschaft kaum gleichaltrige Kinder tummelten. Die Mutter bemerkte den Kummer und schenkte Annemarie ein Dreiradvelo, «ein nigelnagelneues, rotlackiertes Velo mit einer silbrig glänzenden Klingel an der Lenkstange».⁵³ Und siehe da: Bald stellten sich Bewunderer ein. «Plötzlich war ich nicht mehr das kleine Mädchen, dem man dumme Sprüche nachrief. Dank meinem Velo war ich zu Ehren gekommen und radelte bald mit den Buben als Rennfahrerin um die Wette.»⁵⁴ Das Spielzeugvelo half ihr also, Kontakte zu knüpfen. Annemarie kam in den Kindergarten zu Fräulein Walder, die alle Tante Berta nennen durften. Sie fühlte sich dort sehr wohl. Am liebsten sind ihr in der Erinnerung die Märchen, die Fräulein Walder vorlas: Hänsel und Gretel, Schneewittchen, Dornröschen, Rapunzel.

Die Grossmutter war manchmal streng. Umso gutmütiger war der Grossvater, dem sich Annemarie sonntags zum Spaziergang anschloss:

«Ich ging gern mit ihm übers Degenried durch den Wald nach Witi-
kon, wusste ich doch, dass wir dort im Restaurant Post, dem 'Pösch-
li', einkehren würden. Das war jedesmal ein Fest. Grossvater trank ein
Glas Bier und ass einen Salzstengel dazu. Für mich bestellte er das
Köstlichste, was es damals für ein Kind gab: Ein Orangina mit
Röhrchen! In ganz kleinen Schlückchen sog ich die süsse, prickelnde

⁵³ Naef, Kindheit in Zürich, S. 12.

⁵⁴ Ebd.

Limonade aus dem runden, bauchigen Fläschchen, um den Genuss möglichst lange auszudehnen. Dazwischen knabberte ich an einem Bierstengel.»⁵⁵

Trotz des Knabberns am Bierstengel war Annemarie Naef ein sehr dünnes Kind. Der Schularzt befand, dass Annemarie ein gar «pringes Nüteli»⁵⁶ sei und ordnete einen Kuraufenthalt in Gais an. Am ersten Tag wurde dort den Kindern Blut genommen. Sofort setzten diese die neue Erfahrung spielerisch um, indem sie sich mit Föhrennadeln in die Fingerbeeren stachen. Geplagt von Heimweh, wurde Annemarie Naef nach der Rückkehr überrascht, war doch die ganze Familie inzwischen in eine grössere Wohnung an der Carmenstrasse umgezogen. Viel mehr als Erwin Läser erzählt Annemarie Näf, aus einer Lehrerdynastie stammend, vom Schulalltag. Ihre erste Lehrerin, Fräulein Gamper, sei sehr streng gewesen. Zwar war Annemarie gut im Rechnen und Schreiben, doch liess ihr Betragen in den Augen der Lehrerin manchmal zu wünschen übrig. Grossvater und Mutter waren darüber gar nicht erfreut.⁵⁷ In den Sommerferien kam das dünne Kind nach Neftenbach, wo es Aufnahme bei einer Familie Sigrist fand. Diese war ausserordentlich lieb zum Stadtkind und liess sich sogar mit «Vatter» und «Mueter» anreden. Vater Sigrist war Schuhmacher. Mit seiner Tochter Margritli freundete sich Annemarie sehr bald an, die beiden waren unzertrennlich und heckten so manchen Streich aus. Einmal verkleideten sie sich in ein lustiges Paar, Annemarie zog Knabenhosen und genagelte Bergschuhe an. Wie diebisch war die Freude, als ein Tag später ein Nachbarskind fragte, ob sie gestern auch dieses komische Paar bemerkt habe.⁵⁸ Die Landluft, «Mueter» Sigrists Kost und ein weiteres Kind am Tisch machten Annemarie Näf endlich Appetit:

⁵⁵ Ebd., S. 19.

⁵⁶ Ebd., S. 20.

⁵⁷ Ebd., S. 21.

⁵⁸ Ebd., S. 26f.

«Am Tage meiner Abreise musste ich nochmals auf die Waage stehen. Ob der 'Zürigümper' wohl zugenommen hatte? Ja, zur Freude meiner Ferieneltern war ich ein ganzes Kilo schwerer geworden.»⁵⁹

Die schöne Ferienzeit in Neftenbach wiederholte sich später. Manchmal musste sich das Stadtkind feinen Spott gefallen lassen, etwa wenn sie stadtzürcherisch «nicht» sagte, denn: «Nöd isch blöd, nid isch gschid.»⁶⁰ Anerkennung fand das Mädchen dafür in der Landschule. Annemarie Naef hatte sich zwar nicht getraut, vom Zweimeterbrett ins Wasser zu springen. «Ein paar Buben hatten mich ausgelacht und mir Angsthase und Fürchtegret nachgerufen. Wenn die nun in meiner Klasse wären?»⁶¹ Der Schülerin pochte das Herz, als sie von ihrer Mutter Lehrer Ehrensperger, den das ganze Dorf nur den schönen Carlo nannte, vorgestellt wurde. Doch hatte sie Glück. In der ersten Stunde behandelte Ehrensperger die Geographie, Orte und Flüsse, die Naef von Zürich her schon kannte. «Ich wusste noch alles auswendig, kannte die Orte der Gotthardbahn, die Namen der Seitentäler und der Passstrassen und wusste auch Bescheid über die Kehrtunnels bei Wassen.»⁶² In der Pause fragten die Einheimischen die «Neue» aus. Ihre glänzend bestandene Schulstunde half dem Mädchen, sich den Respekt der Neftenbacher Jugend zu verschaffen. Selbst die Knaben vom Schwimmbad taten nicht dergleichen. Im Winter schlittelten die Kinder in oft waghalsiger Fahrt. Einmal passierte ein Unfall. «Ich glaube, ich habe einen Schädelbruch»⁶³, jammerte Annemarie Näf. Auch Hanspeterli schrie Zeter und Mordio. Margritli hingegen biss die Zähne zusammen und hinkte nur leicht. Zuhause kam eine klaffende Wunde zum Vorschein, die der Arzt nähen musste. «Kein Laut des Schmerzes kam über Margritlis Lippen. Wie staunte ich über das tapfere Mädchen [...]»⁶⁴

⁵⁹ Ebd., S.28.

⁶⁰ Ebd., S.47.

⁶¹ Ebd., S.46

⁶² Ebd.

⁶³ Ebd., S.61.

⁶⁴ Ebd.

Annemarie Naef las gerne, spielte aber auch mit Buben und Mädchen. Zwar verlor sie gegen den Grossvater im Mühlespiel, triumphtierte aber dafür manchmal im Jass. Die beiden probierten sämtliche Varianten des populären schweizerischen Kartenspiels aus: den Schmaus, den Zuger mit Fabrik, den Pandur. «Am Sonntag spielte manchmal auch Mama mit, dann machten wir einen Bieter.»⁶⁵ Am späteren Sonntagvormittag versammelte sich die Familie jeweils in Grossvaters Studierzimmer. Der passionierte Leser las dann vor, vorzugsweise aus Goethes «Wilhelm Meisters Wanderjahre». Er schrieb auch selber, namentlich Kinder- und Jugendbücher. Zum Haushalt gehörte nun auch Tante Martha, die wegen Migräne ihre Stelle als Lehrerin hatte aufgeben müssen.

Wie es sich für ein Lehrerkind gehörte, nahm Annemarie Naef Klavier- und Rhythmikstunden. Ihre Lehrerin am Konservatorium hiess Wilhelmine Swallenberg und war eine begabte Musikpädagogin. Sie weckte in ihrer Schülerin die Freude an der klassischen Musik.

«Aber Klavierspielen war nicht nur ein eitles Vergnügen. Man musste üben und immer wieder üben, wenn man vorwärtskommen wollte. Dazu gehörten auch Tonleitern und Fingerübungen, die ich nicht besonders liebte, und die mir Mühe bereiteten.»⁶⁶

Annemarie Naef war indessen nicht immer brav oder gelehrig. In der Primarschule machte sie sich, um der «frechen Heidi» zu imponieren, einen Spass daraus, Passanten auf französisch nach der Zeit zu fragen: «Excüse Madam, excüse mösiö, cällö retil?»⁶⁷ Die Leute seien stets freundlich gewesen und hätten auf französisch geantwortet. Einmal plauderte eine Frau länger mit dem Dreikäsehoch. Dieser verstand natürlich kein Wort. In der Sekundarschule fand Naef eine beste Freundin, Dorli. Ihre Mutter arbeitete als Garderobiere im Dolder-Wellenbad, so dass Dorli freien Zutritt hatte. Dorlis Gotte war reich und beschenkte ihr Gottenkind mit entsprechend luxuriösen Dingen.

⁶⁵ Ebd., S. 32.

⁶⁶ Ebd., S. 41.

⁶⁷ Ebd., S. 65.

Am meisten neidisch war Annemarie Naef auf Dorlis Kunstschlittschuhe mit den weissen Stiefeln. «Ich aber besass nur sogenannte Örgelschlittschuhe, die man mit einer Art Schlüssel an den Schuhen anschrauben musste.»⁶⁸ Während Dorli elegant Kreise zog, knickte Annemarie stets ein. Trotzdem lehrte die Freundin die Unglückliche ein veritables Kunststück, das so genannte «Kanönli».

Mary Apafi-Fischer: Mit Huck Finn in die Knabenwelt

Mary Apafi-Fischer wurde 1931 in Zürich geboren. Ihr Vater war Lehrer und von hünenhafter Körperlänge. Er baute nebenberuflich einen kleinen Verlag auf, der vor allem Pflanzen- und Tierzeichnungen für den Unterricht im Programm hatte. Die Mutter war Hausfrau. Der Grossvater wohnte in Den Haag. Die Klassenkameraden machten grosse Augen, als Mary Apafi-Fischer ihnen vom Besuch in Holland erzählte. Sie war ein ziemlich temperamentvolles Mädchen. Im Vergleich zu Kindern und Jugendlichen aus dem Industriequartier war sie jedoch brav. Einmal besuchte sie die Putzfrau, Frau Baltisser, im Kreis 5. Zusammen mit den Kindern von Frau Baltisser stürmte das Mädchen ins Freie. Im Park zogen ein rundes Wasserbecken sowie die vier Bronzemänner die Spielenden an. Peter heckte bald einen Streich aus. Er befeuchtete Erde

«und pflasterte jedem der Männer einen Haufen auf den Sockel, dicht an den nackten Hintern. Vreneli tat entrüstet und schaute mich verschmitzt an. Ich wartete auf das Einschreiten der Erwachsenen, die auf dem nahen Bänklein sassen. Aber niemand kümmerte sich um Peters Schweinigeleien.»⁶⁹

Nach dem Zvieri bei Frau Baltisser ging das tolle Leben weiter. Die Kinder spielten «Räuber und Poli», «dabei rasten wir durch die Torbogen von einem Hof in den andern. Ich fand es wunderbar hier unten

⁶⁸ Ebd., S. 67.

⁶⁹ Apafi-Fischer, Barfuss über den Milchbuck, S. 48.

und überlegte, wie ich noch öfters herkommen dürfte, weil ich den Weg gewiss auch zu Fuss herkommen könnte.»⁷⁰ Doch änderte sich die Laune, als Mary Apafi-Fischer einen Betrunkenen sah, der auf den Eingangstufen eines Wirtshauses sass, den Kopf in die Hände gestützt, vor ihm eine Lache mit Erbrochenem. Während Mary vom Anblick entsetzt war, meinte Peter Baltisser kurzerhand: «Der hat zuviel gesoffen.»⁷¹ Mary machte sich anschliessend auf den Heimweg:

«Oben, beim Bucheggplatz, leuchtete mir die fröhliche Waidbad-Reklame entgegen. [...]. Ich war froh, dass ich hier oben wohnte und nicht beim Limmatplatz unten, wo die Häuser so hoch und die Höfe so grau sind, und wo die Strassen Motoren-, Gasometer- und Fabrikstrasse heissen.»⁷²

Am liebsten schwamm Mary Apafi-Fischer: «Es gibt überhaupt nichts Schöneres, als baden zu gehen. Früher fuhr man mit dem Tram ins Dolder Wellenbad oder an den Zürichsee. Seit das Allenmoos besteht, können wir zu Fuss an den Ort aller Seligkeiten gelangen. [...]. Man trifft immer Bekannte.»⁷³

Die Badi lockte nicht nur mit dem Schwimmbecken, sondern auch mit anderen Attraktionen, etwa mit einer Kegelbahn oder einem Spielplatz: «Dort hat es einen Rundlauf, Schaukeln und eine Aluminiumwurst, über die man rutschen kann. Sie ist aber heimtückisch gebogen und dreht sich so um ihre Längsachse, dass man immer zu Boden fällt, bevor man das Ende erreicht hat.»⁷⁴

Mary Apafi-Fischer war ein sportliches Kind. Wie Edwin Läser war sie eine Rollschuhläuferin. Der Vater ging ins Sportgeschäft, um seiner Tochter ein Paar gute Rollschuhe zu kaufen. Rollhockey spielten indessen die Mädchen nicht. Mary war nicht so begabt und fiel oft um, was böse Schürfwunden zur Folge hatte. Für Banknachbarin Dorli waren

⁷⁰ Ebd., S. 48f.

⁷¹ Ebd., S. 49.

⁷² Ebd.

⁷³ Ebd., S. 51.

⁷⁴ Ebd., S. 53.

die Rollschuhe ein Objekt der Begierde. So lieb Mary ihrer Freundin die Rollschuhe aus. Aus Tagen wurden Monate. Schliesslich brachte Dorli die Rollschuhe zurück. Die Putzfrau, Frau Sieber, bemerkte den lamentablen Zustand der Rollschuhe. Die Rädchen waren abgewetzt. Frau Sieber forderte, dass Dorlis Eltern für ein neues Paar aufkommen müssten. Doch Mary bat um Stillschweigen. Dorlis Eltern seien sehr arm. Die Rollschuhe blieben noch einige Jahre im Schrank liegen, ehe Mary sie wegschmiss: «Sie hatten ihren Dienst getan und einem Mädchen das Wunder beschert, mit ihnen durch die Strassen zu flitzen.»⁷⁵

Besonders abenteuerlich gestaltete sich der Schulweg im Jahre 1940, waren doch im Milchbuckschulhaus Soldaten einquartiert. Die Drittklässler waren nun im alten Scherrschulhaus am Zürichberg untergebracht. Der Schulweg war also lange, und es gab viel Neues zu entdecken:

«Da gab es zum Beispiel an der Scheuchzerstrasse in einem Hinterhof fahrbare Schienen, mit denen Autos vor die Garage gerollt wurden. Man konnte sie stossend in Bewegung setzen und dann aufspringen. Natürlich war das verboten. Aber bis die schimpfende Frau vom Fenster auf der Strasse unten war, hatten wir genug Zeit, wegzurennen. Niemand kannte uns in dieser Gegend. Das machte uns verwegen.»⁷⁶

Begleiter von Mary war Hanspeter. Die beiden erkundeten zusammen jeden Winkel. Dies stiess Hanspeters Kumpel Toni vor den Kopf, der nicht einsehen wollte, wie ein Mädchen mit einem Buben zusammen Zeit verbringen könne. Hanspeter gab an, Mary sei doch ein «glattes Mädchen». «Auf eine solche Anerkennung hin kam ich ganz schön in Fahrt. Ich drückte unterwegs bei jedem abgestellten Auto, dessen Vorderfenster offen stand, auf die Hupe.»⁷⁷ Einmal entliess die Lehrerin die Klasse eine Stunde früher. Hanspeter flüsterte Mary ins Ohr, etwas zu unternehmen, ohne Toni, versteht sich. Die beiden gingen flugs

⁷⁵ Ebd., S. 141.

⁷⁶ Ebd., S. 76.

⁷⁷ Ebd., S. 77.

zur Bahnhofshalle. Die Firma «Caran d'Ache» hatte in einem Schaufenster eine Igelschule ausgestellt. Der böse Igellehrer prügelte einen Schüler. Ein roter Apparat prägte für zehn Rappen einen Namen auf ein Aluminiumplättchen. Hanspeter liess es sich nicht nehmen, seinen Namen eingravieren zu lassen. Die beiden kamen prompt zu spät in die Schule, was Konsequenzen hatte.

Mit Hanspeter verstand sich Mary Apafi-Fischer während der Primarschule sehr gut. Einmal planten die beiden, zu beobachten, wie aus Kaulquappen Frösche wurden. Mit dem Milchkessel holten sie die Kaulquappen aus einem Weiher am Käferberg. Die Fütterung war indessen nicht einfach zu bewerkstelligen, so dass die Kaulquappen wieder in den Weiher zurückgebracht wurden.

Wie schon im Falle von Annemarie Naef unternahm der Vater sonntags Spaziergänge. Er fragte jeweils seine Tochter, wohin sie gehen möge, Richtung Altstadt oder Richtung Zürichberg? Das Mädchen entschloss sich meistens für die Stadt, wo es so vieles zu bestaunen gab. Der Vater erklärte Mary geduldig die Geschichte so mancher Altstadtgebäude. Er war übrigens abstinente, Wirtshäuser waren ihm etwas Böses, «wohl weil der Grossvater zuviel in solchen herumgehockt war».⁷⁸ Für den Vater kamen nur die «Alkoholfreien» in Frage, so der «Olivenbaum» in Stadelhofen oder die «Tanne» beim Poly. Namentlich Cafés und Tea-Rooms hatten es Mary Apafi-Fischer angetan. Einmal lud sie vier Freundinnen zum Verzehr eines «Zwanzigerstückleins» und zu einem Sirup ein. Mary bestellte einen Mohrenkopf, Yvonne eine Crèmeschnitte, Heidi ein Zitronentörtchen und einen Schokoladewürfel. «Ich war sehr stolz, meinen Freundinnen eine solche Schwelgerei bieten zu können.»⁷⁹ Doch als die Serviertochter die Rechnung präsentierte, wurde es den Mädchen Angst und Bange, fehlten doch 35 Rappen. Marys Freundinnen klaubten ihr letztes «Münz» zusammen. Es fehlten jedoch fünf Rappen. Sie machten sich kurzerhand aus dem Staub. Auf dem Heimweg überkam sie das

⁷⁸ Ebd., S. 142. Zur Geschichte der Schweizer Abstinenzbewegung vgl. Trechsel, Rolf. Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Lausanne 1990.

⁷⁹ Ebd., S. 143.

schlechte Gewissen, hatten sie den Tea-Room doch nicht nur um einige Rappen geprellt, sondern zudem der Serviertochter das damals übliche Trinkgeld versagt.

Mary Apafi-Fischer war ein kluges Kind. Nicht immer begeistert zeigte sie sich allerdings von den Lehrern. Einmal verlor Mary eine wichtige Liste, die ein Verzeichnis mit Geldspenden enthielt. Der Lehrer bekam einen hochroten Kopf und schalt die Schülerin gehörig aus. Nur sie sei in der Lage, so etwas Wertvolles zu verlieren, sie sei unzuverlässig, ja liederlich. Zum Glück fand Mary die Tabelle doch noch. Dem Lehrer war sein Verhalten peinlich. Er entschuldigte sich sogar, aber: «Ich nahm ihm dies und vieles, was er auch anderen Kindern angetan hatte, sehr übel.»⁸⁰

Mary Apafi-Fischer hatte ein eigenes Zimmer und schönes Spielzeug, Bauklötze zum Beispiel, einen Teddybären, ein Springseil. Sie war eine passionierte Leserin. Sie besass rund 15 Bücher, «die ich gelesen hatte und die ich liebte».⁸¹ Sie empfand echte Liebe zu den Büchern, die sie gar regelmässig streichelte. Sie schätzte namentlich Grimms Märchen, Olga Meiers «Anneli», dann Selma Lagerlöfs⁸² «Nils Holgerssons Reise mit den Wildgänsen». Später las sie unter anderem Mark Twain.

Ein typisch städtisches Vergnügen war der «Fip Fop Club». Die Schokoladenfirmen Nestlé, Peter, Cailler und Kohler hatten den Club initiiert, um für ihre Produkte zu werben. Wer dem «Fip Fop Club» angehören wollte, musste für 50 Rappen die Mitgliedschaft erwerben. Er erhielt eine Brosche mit dem Fip-Mädchen und dem Fop-Männchen darauf sowie eine kleinformatige Zeitung. Der Club organisierte Filmabende, so in der «Krone» Unterstrass. Der Club war konfessionell und politisch neutral, so dass sich Kinder und Jugendliche trafen, die sich ansonsten in der Freizeit kaum zu Gesicht bekamen. «Vor dem

⁸⁰ Ebd., S. 172.

⁸¹ Ebd., S. 105.

⁸² Selma Lagerlöf (1858–1940) war eine bedeutende schwedische Schriftstellerin, die 1909 den Literaturnobelpreis erhielt. 1906 erschien als Auftragsarbeit das Schullesebuch «Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerssons mit den Wildgänsen.»

Saal waren Tische aufgestellt, wo man Alben für die Bildchen kaufen konnte, die damals jeder Schokolade der obgenannten Firmen beilagen.»⁸³ Der «Fip Fop Götti» war ein professioneller Entertainer, der die Kinder und Jugendlichen zu animieren versuchte. In Zürich war ihm indessen kein Erfolg beschieden, zu gross war der Lärm. Der Film verfehlte den Geschmack von Mary Apafi-Fischer gehörig. Die gezeigte Mickymaus vollführte zwar allerlei Humbug, zum Lachen brachte sie Mary jedoch kaum. Zu verrückt war die Handlung für sie. Eher nach ihrem Gusto war der Film «Füür im Huus», der vor dem unsachgemässen Umgang mit Benzin oder mit der Elektrizität warnte. «Verwirrt und benommen sass man da und musste sich erst wieder in die Wirklichkeit zurückfinden.»⁸⁴

Wie schon Edwin Läser und Annemarie Naef durfte auch Mary Apafi-Fischer in die Ferien fahren. Vom Besuch des Grossvaters in den Niederlanden war schon die Rede. Mit dem Vater unternahm Mary im Sommer Bergtouren, ob sie wollte oder nicht. Ziele waren die Bündner Berge Piz Beverin, das Gelbhorn, das Tambohorn. Mit dem Postauto ging es jeweils auf den Splügenpass, und von da aus weiter ins Hochgebirge. Einmal wurden die Wanderer von Soldaten, die Aktivdienst leisteten, angehalten. Der Vater erklärte Mary den Niedergang Splügens. Früher sei der Pass einer der bedeutendsten Alpenübergänge gewesen. Die riesigen Lagerhäuser und Stallungen stehen noch heute. Der Gotthardtunnel aber habe den Güterverkehr zum Erliegen gebracht.⁸⁵

Es wurde bereits geschildert, dass Mary Apafi-Fischer dann und wann Flausen im Kopf hatte, die nicht recht zum Rollenbild eines gutbürgerlichen Mädchens passen wollten. Sie wehrte sich, wenn Knaben ihr weh taten, war aber auch nicht um eine saftige Antwort verlegen, wenn sie gehänselt wurde. Sie reagierte unwirsch, wenn die Buben die Mädchen beim Seilspringen mutwillig störten, ganz im Gegensatz zu anderen Mädchen, die beinahe Gefallen daran fanden. Als sie einem Knaben eine Ohrfeige verpasste, beschlossen die Jungen

⁸³ Apafi-Fischer, Milchbuck, S. 103.

⁸⁴ Ebd., S. 104.

⁸⁵ Ebd., S. 161–164.

ihrer Klasse ein kollektives Strafgericht: «D’Fischeri schlömmer ab!»⁸⁶ Zweimal vermochte das von Furcht gepeinigte Mädchen den Schlägen zu entgehen, dann wurde es eingekesselt. Erwachsene schritten ein: «Seid ihr aber Feiglinge, soviele Buben gegen ein einziges Mädchen.»⁸⁷ Der Erzfeind Marys, Gerold, liess es bei zwei schmerzhaften Faustschlägen an den Oberarm und einigen Schubereien bewenden.

«Die Buben waren mir natürlich nicht lieber geworden, und offensichtlich entsprach ich nicht dem Bild eines Mädchens, wie sie es mit sich herumtragen mochten. Trotzdem blieb die Bubenwelt der wilden Spiele und der Unternehmungen für mich verlockend. Ich hatte zwar keinen Zutritt zu ihr. Zusammen mit Tom Sawyer und Huckleberry Finn konnte ich mit dem Floss auf die Jackson-Insel segeln, im Gespensterhaus nach Schätzen suchen und Höhlen erforschen. Es waren unglaublich schöne Stunden, die ich mit diesen Jungen verleben durfte.»⁸⁸

Lydia Roten-Besomi: Petticoat und James Dean

Lydia Roten-Besomi wurde 1937 in Zürich geboren. Mit etwa drei Jahren kam sie ins Seefeld zu den Grosseltern väterlicherseits. Diese waren Tessiner. Mit «Nonno» unternahm Lydia Besomi-Roten die Sonntagsspaziergänge. Sie erinnert sich, wie er im Wirtshaus «Riviera» jeweils ein Gläschen Nostrano getrunken habe. Für Lydia gab es einen Himbeersirup, nachdem sie bereits mit einer Schokoladenbanane verwöhnt worden war. Am Kiosk habe er den «Corriere del Ticino» gekauft.⁸⁹ Mit der Nonna ging Lydia Steinpilze sammeln. Die Nonna kochte dann ein feines Risotto.⁹⁰ Ein eigener Schrebergarten trug zur Selbstversorgung bei.

⁸⁶ Ebd., S. 159.

⁸⁷ Ebd., S. 160.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Roten-Besomi, Kinderlachen, S. 13.

⁹⁰ Ebd., S. 22.

Die Familie war, wie andere auch, arm. Nur sehr wenig Spielzeug war vorhanden. Die Kinder behalfen sich mit Fantasie. Die Abfälle einer Schlossereiwerkstatt wurden zu Lebensmitteln für das «Verkäuferlis»-Spiel oder zu Bauklötzen. Ein anderes Vergnügen waren «Seilbahnen».

«Wir installierten diese quer über die Strasse von einer Wohnung zur anderen. [...] Eine Schnur wurde doppelt geführt von einem Haus zum anderen gespannt. Die Schuhschachtel wurde bemalt und mit Fenstern versehen an einer der Schnüre befestigt. [...] Kleine Spielzeuge, Heftli, Bücher und anderes wurden zu unserem Vergnügen auf diese Weise überbracht. Auch Süßigkeiten, ja sogar halbvolle Ovomaltinebüchsen wechselten so Besitzer.»⁹¹

Wer gerade Hausarrest hatte, konnte mit Hilfe der Seilbahn am Quartierleben teilnehmen. Stark beeindruckt zeigte sich Roten-Besomi von Zirkusveranstaltungen. «So dachten wir, wieso nicht auch eine solche Vorstellung auf die Beine stellen.»⁹² Die Betten dienten als Trainingsgerät für die Saltos, wenn die Eltern nicht hinsahen. Die Rolle des Clowns war sehr begehrt, «[...] da gab es schon einiges Hick-Hack.»⁹³ Die Mütter steuerten alte Decken und Stoffreste bei für den Vorhang und die Kulisse. Ein Sitzplatz kostete vier Rappen, ein Stehplatz die Hälfte. Der Direktor sagte die Nummern an. «Reisbesen waren unsere hochwertigen Pferde, mit denen die hohe Schule vorgeführt wurde. Streng stand der Dressurmeister mit einer handgefertigten Peitsche in der Mitte.»⁹⁴ Nicht nur Zirkusvorstellungen waren beliebt:

«Die Leierkastenspieler gehörten ebenfalls zum allgemeinen Strassenbild. Meist gaben sie ihre Ständchen in den Höfen. Die meisten Leute mochten sie, und wenn sie auftauchten, streckten viele Leute den Kopf aus dem Fenster. Für eine Abwechslung war man sich nie zu schade.

⁹¹ Ebd., S.32.

⁹² Ebd., S.27.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Ebd., S.28.

[...] Am Schluss des Konzertes warfen die Zuhörer in Zeitungspapier eingewickelte Münzen in den Hof hinunter.»⁹⁵

Hinterhöfe und Strassen waren den Kindern des Seefelds favorisierte Tummelplätze. Roten-Besomi beschreibt detailliert, was dort gespielt wurde: Das Hüpfspiel «Himmel und Hölle», das «Chluren» (ein Murrelspiel), Seilspiele, die den Frühling ankündigten.

«Kreisel und Holzreifen gehörten bereits der Vergangenheit an. Dafür gab es einige, die Stelzen besaßen. [...] Später kam das Hula-Hopp in grosse Mode. Jeder versuchte den Reif so formvollendet als möglich um die Taille schwingen zu lassen.»⁹⁶

An Spielnachmittagen widmeten sich die Kinder Pfandspielen, vergnügten sich mit Mikado oder dem «Geografiespiel», das neben Wissen auch Schnelligkeit erforderte.

Rollschuhe waren im Seefeld genauso beliebt wie in Aussersihl. Gemeinsam spielten die Kinder das Nastuchspiel oder «Blinde Kuh». «Unsere Lieblingsspiele aber waren Räuber und Poli, Schnitzel- und Pfeiljagden. Die Jagd erstreckte sich oft bis zur Rehalp hinauf und mindestens bis zur Kreuzstrasse.»⁹⁷ Freude bereiteten auch die verschiedenen Ballspiele, manchmal unter Einbezug der Erwachsenen. «Immer wieder erfanden wir neue Spielarten»⁹⁸. Völkerball war ein Spiel für beide Geschlechter. «Die Knaben bombardierten uns mit scharfen Bällen. Hielt man einen solchen, schlug es einem ganz gewaltig auf den Magen.»⁹⁹ Kinder mit eigenem Velo waren eine Seltenheit, schreibt Lydia Roten-Besomi. Nach Feierabend durften die Heranwachsenden die Velos der Eltern benützen. Berüchtigt waren die Tramschienen, die oft zu Stürzen führten. Der Radius der abendlichen Ausfahrten war recht gross. Er reichte bis nach Küsnacht und Erlen-

⁹⁵ Ebd., S.29.

⁹⁶ Ebd., S.30.

⁹⁷ Ebd., S.31.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Ebd.

bach. Später unternahm Roten-Besomi mit Freundinnen und Schwestern Tagesausflüge rund um den Zürichsee.¹⁰⁰

Das Quartier beschreibt sie als ein Milieu, in dem jeder jeden kannte. Alte Leute seien respektiert worden, man habe sich gegenseitig geholfen. Wie in Unterstrass gehörte der Klatsch zum Alltag.

«Hinter vorgezogenen Vorhängen gab es immer wieder scharfe Augen, denen aber auch gar nichts entging. Generationenprobleme? Sicher, die gab es auch in dieser Zeit. Wenn ich nur an die damalige neue Musik aus Amerika und später natürlich auch aus Deutschland denke. Den ach so verpönten Rock'n'Roll.»¹⁰¹

Streiche dienten dazu, sich von der Erwachsenenwelt abzugrenzen. Beim Spielen machten die Jungen absichtlich Krach. «Auch das Klingelspiel war überaus verbreitet.»¹⁰² Und wie angedeutet, hielten neue Musikrichtungen Einzug im Seefeld. Verschiedene «Tea Rooms» installierten eine Jukebox. «Ein Geldstück rein, der Druck auf die gewünschte Taste, und schon ertönte unsere Lieblingsmelodie durch das ganze Café.»¹⁰³ Die Serviertochter sei schon gestresst gewesen, als Freddy Quinns «Heimweh» ständig gelaufen sei. Roten-Besomi interessierte sich für den Jazz. Die Familie besass ein altes Grammophon mit einigen wenigen Schellackplatten. Einmal im Jahr war im Kino Urban das Jazzfestival. «Die Stimmung war heiss.»¹⁰⁴ Später kam der Rock'n'Roll auf. Roten-Besomi schwärmte für Elvis Presley, aber auch für den deutschen «King», Peter Kraus. «Dieser wurde damals von verschiedenen Erwachsenen Heullboje genannt.»¹⁰⁵ Roten-Besomi hörte auch gerne Schlagermusik. Ihre Idole waren Caterina Valente und Peter Alexander sowie Vico Torriani und Lys Assia, die im Seefeld wohnte. Die Autorin begeisterte sich wie schon ihre Grosseltern auch für Oper, Ballett und Operette. Ihre Freundinnen teilten diese

¹⁰⁰ Ebd., S.32.

¹⁰¹ Ebd., S.10.

¹⁰² Ebd., S.9.

¹⁰³ Ebd., S.93.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Ebd.

Leidenschaft nicht, so dass sie alleine ins Opernhaus gehen musste. Wenn Nonno nicht die Nachrichten hörte, durfte Lydia Roten-Besomi Radio hören. Die ganze Familie war vor dem Gerät versammelt, wenn Schaggi Streuli «Polizist Wäckerli» war.¹⁰⁶

Mit 14 durfte Lydia zum ersten Mal in Begleitung an einen Unterhaltungsabend. Sie tanzte leidenschaftlich gerne. Schon mit 18 ging sie alleine mit Freundinnen. Gerne ging sie in den Tanzsaal im Restaurant «Karl der Grosse», denn Alkohol war dort verboten. Somit gab es keine lästigen betrunkenen Männer. Dann und wann feierten die Jugendlichen auch eine Freinacht. War die Handhabung der Eltern das Tanzen betreffend recht liberal, so entwickelten sich Konflikte um Kleider und Frisuren. Lydia beschwerte sich, als einziges Mädchen im Frühling noch lange Strümpfe anziehen zu müssen. Doch die Nonna war unerbittlich.

«Auch mit den Frisuren war es dasselbe. Die Haare wurden zu langen Zöpfen geflochten oder kurz geschnitten. [...] An hohen Festtagen drehte man mir Zapfenlocken mit der Brennschere. [...] Ich bin oft erstaunt, dass Klassenfotos aus dieser Zeit, egal woher, sich meist zum Verwechseln ähnlich sehen.»¹⁰⁷

Später wurde die Mode wichtiger. Zu engen Hosen wurden Ballettinaschuhe getragen, keine Absätze. «Mit den Farben war es ebenfalls ein Muss, nicht irgendwelche zu mischen.»¹⁰⁸ Besonders modisch war zu jener Zeit ein weitschwingender Rock, der Petticoat. Lydia Roten-Besomi ist eine hervorragende Erzählerin mit Blick auf den Alltag jener Zeit. Sie war ein geselliges Kind, suchte die Gemeinschaft auch

¹⁰⁶ Ebd., S. 94. Schaggi Streuli (eigentlich Emil Kägi, 1899–1980), war ein populärer Drehbuchautor, Kabarettist und Dialekt-Schauspieler. «Polizist Wäckerli», der bodenständige, rauhe Beamte mit weichem Herzen, war seine Paraderolle. Zur Geschichte des Radios allgemein vgl. etwa Koch, Hans Jürgen. *Ganz Ohr. Eine Kulturgeschichte des Radios in Deutschland*. Köln 2005. Aus Perspektive der Hörerinnen und Hörer vgl. Wolf, Helga Maria (Hg.).

Auf Ätherwellen. *Persönliche Radiogeschichte(n)*. Wien 2004.

¹⁰⁷ Roten-Besomi, *Kinderlachen*, S. 66.

¹⁰⁸ Roten-Besomi, *Kinderlachen*, S. 100.

im Turnverein. Andererseits schätzte sie auch ruhige Abende, die sie meistens lesend verbrachte.

Wie Erwin Läser war Lydia Roten-Besomi eine passionierte Kino-gängerin. «Welch junges Mädchen aber schwärmte damals nicht das eine oder das andere Mal für einen Filmstar.»¹⁰⁹ Die Ausstrahlung von Hollywood-Stars wie Gary Cooper, Eroll Flynn oder Gregory Peck zog die jungen Frauen in ihren Bann. Lydia Roten-Besomis Idol war James Dean, dessen früher Tod zum Mythos beitrug.¹¹⁰ Von den Schauspielerinnen hatten es Lydia besonders Audrey Hepburn und Liselotte Pulver angetan. «Viele junge Burschen zogen eher Frauen mit Busen und Sexappeal vor, so wie Marilyn Monroe, Sofia Loren, Gina Lollobrigida oder Brigitte Bardot.»¹¹¹

Heinz Lüthi und die «Bankhocker» in der Badi Utoquai

Heinz Lüthi wurde 1941 als Polizistensohn in Unterstrass geboren. Im Dienst war der Vater bei der Heerespolizei. Stets erzählte er Anekdoten aus dem Militärdienst, den er begeistert absolvierte. Er habe entschlossen gegen den einreissenden «Defätismus» gekämpft.

«Vater hatte bei der Heerespolizei alles erforscht, erkundet und besichtigt, und es war für ihn keine Frage: Sargans war die Festung der Festungen, ein eherner Ort des Widerstandes, ein Knopfdruck bloss, und die Ebene würde von einer unglaublichen Feuerwalze heimgesucht.»¹¹²

Auf die Festung liess der Vater also gar nichts kommen. Wenn er mit dem Zug an Sargans vorbeifuhr, wählte er stets dieselben Worte: Über, unter und neben Sargans sei alles hohl, dies habe General Henri Gui-

¹⁰⁹ Ebd., S. 98.

¹¹⁰ James Dean (1931–1955), amerikanischer Film- und Theaterschauspieler. Verkörperte den tragischen Rebellen. Zu Leben und Werk vgl. etwa Stock, Dennis. James Dean. Frankfurt am Main 2005.

¹¹¹ Roten-Besomi, Kinderlachen, S. 99.

¹¹² Lüthi, Vater, S. 77.

san persönlich so gewollt. Die Armee hatte, so Lüthi, das Leben des Vaters geprägt: die Kameradschaft, die Einquartierungen im Stroh, die sportlichen Wettkämpfe, die Bewachungsdienste, die Kontrollen des Ausgangs, die Schiessübungen auf freiem Feld. Der Vater erzählte dauernd vom Militär. Einmal kontrollierte er ein Rheintaler Wirtshaus. «Vater kannte sämtliche Wirtschaften zwischen St. Gallen und Sargans und vor allem jene mit zwei Ausgängen.»¹¹³ Vor dem hinteren Ausgang platzierte er den Kranzschwinger und Ringer Fritz Stöckli, der die Flüchtenden abfing. Der Wirt war verlegen und bot den beiden Teigwaren an sowie ein richtiges Schweinekotelett, während der Rationierung ein wahrer Schmaus. Rationierungsmärkli nehme er keine, man könne doch reden miteinander. Es gebe doch so manches «schwarzes Säuli» in Marbach. Der eloquente Wirt roch die Lunte, schnell war eine Flasche Rotwein bestellt, serviert von einer üppigen Serviertochter in weisser Bluse. Zwei «Kaffee fertig» zum Dessert. Zu einer Anzeige kam es nie. Der Vater war ein begeisterter Sportler und nahm, wie gesagt, die Familie oft mit in den Skiurlaub nach Graubünden:

«In Chur schalteten wir immer einen kurzen Zwischenhalt bei Metzger Ineichen ein, der uns jeweils voller Stolz in seinen Tiefkühlraum führte, wo an metallenen Haken Kälber- und Rinderhälften hingen, riesige Fleischstücke mit blutig klaffenden Bauchhöhlen. Nach der Besichtigung seiner neuesten Wurstmaschine mussten wir immer eine Scheibe seines Fleischkäses probieren, der in Chur und Umgebung einen denkbar guten Ruf genoss und Ineichen – ‘Die Metzger mit dem offenfrischen Fleischkäse’ – gross gemacht hatte.»¹¹⁴

¹¹³ Ebd., S. 79. Vgl. zum Aktivdienst Dejung, Christof. Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945. Zürich 2006. Zum Erleben des Krieges auch Brändle, Fabian. Ende Feuer. Wie einfache Schweizerinnen und Schweizer den Zweiten Weltkrieg erlebten. In: Rote Revue 3/2005, S. 37–40.

¹¹⁴ Lüthi, Vater, S. 82.

Weiter ging die Fahrt dann mit dem Postauto Richtung Parpan. Heinz Lüthi erwartete den Schnee sehnsüchtig. «Parpan war die Heimkehr ins gelobte Land.»¹¹⁵ Auf dem Natureisfeld unterrichtete Eislauflehrer Tischhauser eine Schülerin, «und Jost Räber knebelte mit Kollegen mit einem neuen Stock, in Hockeystiefeln übers Eis gleitend».¹¹⁶ Jahr für Jahr traf man dieselben Gäste an, die längst zu Freunden geworden waren. Nach dem verhältnismässig üppigen Morgenessen prüfte Vater den Schnee und wählte dann den entsprechenden Wachs aus, sei es «Toko rot», sei es «Toko gelb.» Dann richtete er die Ausrüstung sowie den Proviant. Unverzichtbar waren der Gailliard-Dufour, die Lawischnüre, der Spirituskocher, die Apotheke. Stets war eine Notration im Gepäck. Die Skitouren waren eine beachtliche Leistung. Als einmal zu sehr dem Gipfeltrunk zugesprochen wurde und eine angetrunkene Frau Schneider prompt schwer verunfallte, bewährte sich Vater Lüthi als umsichtiger Nothelfer. Abends hörten die Knaben Radio, manchmal Polizist Wäckerli. Das Hörspiel habe mit der realen Polizeiarbeit wenig zu tun, befand Vater Lüthi.¹¹⁷ Um 21 Uhr war für die Kinder Bettruhe. Die Sommerferien verbrachte die Familie einmal am Murtensee. Lüthi ruderte mit seinem Vater, der sich grosse Mühe gab, dem Knaben etwas zu zeigen. Er schritt mit ihm die Ringmauer des Städtchens ab, erzählte ihm mit «leuchtenden Augen»¹¹⁸ die Geschichte des Adrian von Bubenberg. «Selbstverständlich machten wir auch die weltberühmte Dreiseenfahrt.»¹¹⁹ Schon geriet der Vater wieder ins Erzählen, parlierte von Einsätzen bei der Seepolizei.

Die Familie wohnte in Unterstrass, im Milieu des «Kleinstbürger­tums», wie Lüthi schreibt.¹²⁰ Die nachbarliche Kontrolle war gross, stets wurde geklatscht oder getuschelt. Frau Vögtlin beobachtete das Treiben der Buben mit Argusaugen: das Kopfballs­piel zwischen Teppichstangen («Chöpf»), von dem auch Erwin Läser schreibt, das

¹¹⁵ Ebd., S. 91.

¹¹⁶ Ebd.

¹¹⁷ Ebd., S. 99.

¹¹⁸ Ebd., S. 165.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ Ebd., S. 54.

«Verstecken in den Kellern der Wohnblöcke, wobei es schon vorkommen mochte, dass einer kohlrabenschwarz aus einem Kokskeller auftauchte und mit riesigem Hallo vor den Suchenden am Anschlagsort eintraf, den Kies aufwirbelte und Staub in die aufgehängte Wäsche geriet.»¹²¹

Frau Vögtlin war unerbittlich. Oft rief sie nach der Polizei: «Kinder, die Vögtlin hat wieder einmal angerufen. Wir waren hier! Ein Kick auf den Anlasser, ein Blinzeln mit dem rechten Augenlid, und weg waren sie, noch etwas Benzingeruch im Hinterhof hinterlassend.»¹²²

Es sei eine verlogene, von Neid zerfressene Welt gewesen, die Welt der kleinen Ladenbesitzerinnen und Gewerbetreibenden, so Lüthi rückblickend. Vom invaliden Schuhmacher Göldi hiess es, dass er seine Werkstatt bald schliessen werde. Gemäss Göldi lohne es sich nicht mehr, Schuhe zu besohlen. Der wahre Grund aber, so das Geschwätz im Quartier, liege in der Erhöhung der Invalidenrente.¹²³ Schläge habe es oft gegeben im Quartier, allerdings eher im Verborgenen als öffentlich. Nachbar Sieber, ein Arbeiter, ohrfeigte Lüthi einmal am Schulsilvester, weil er ihn rauchend erwischt hatte. Dabei rauchte Sieber selber wie ein Schlot. Er war ein

«ungehobelter, rauher Kerl, grosser Wagner-Verehrer und als Dreher, Schlosser, Fräser oder Schleifer stark in der Gewerkschaftsbewegung engagiert. Klassenkampf war für ihn kein leeres Wort, deshalb hatte er mich am Schulsilvester vermutlich auch gehauen. Einem Polizistensohn eins knallen zu können, das brachte in seinen Augen die Gewerkschaftsbewegung wohl einen Schritt weiter [...].»¹²⁴

Mit den Brüdern Sieber verstand sich Lüthi trotzdem recht ordentlich. Einmal nahmen diese ihn mit zu einer Chlausfeier der Gewerkschaft ins Kino Apollo, «auf der linken Seite der Limmat, im roten Teil

¹²¹ Läser, Erinnerungen, S. 53. Lüthi, Vater, S. 52.

¹²² Ebd.

¹²³ Ebd., S. 56.

¹²⁴ Ebd., S. 59 f.

Zürichs, wie sie bedeutungsvoll sagten, aber das hatten sie vom Vater». ¹²⁵ Von der Rede des Sekretärs verstand Lüthi nichts, einzig den Namen «Karl Marx» behielt er im Gedächtnis. Dann trat ein Mann in Gefreitenuniform auf, der mit den Knaben und Mädchen Sprechchöre inszenierte. «Wir mussten im Takt A-A-U schreien, das hiess, glaube ich, Allgemeine Arbeiter-Union [...]». ¹²⁶ Dann wurde ausgiebig gesungen, politische Lieder wie «In einem Polenstädtchen», «Zwanzigtausend Mann»; «Zürihegel». Nach der Pause folgte ein Film über Thor Heyerdahls Ozeanüberquerung auf einem Floss namens «Kon-tiki». ¹²⁷ Der Film prägte sich im Gedächtnis Lüthi als Beispiel, wie jemand eine Idee haben und diese dann gegen alle Widerstände verwirklichen konnte.

Heinz Lüthi war sportinteressiert. Ein gewisser Krähenbühl war selber aktiver Velosportler, «bereits über seinen Zenit hinaus, aber immer noch drahtig und dunkel gebrannt [...]». ¹²⁸ Sein Idol war Ferdi Kübler, damals einer der besten Veloprofessionals der Welt: ¹²⁹ «Ferdian der Tour de Suisse am Klausen gegen Hugo Koblet, Ferdi am Giro, Ferdi an der Tour de France im Regen oder im Schneefall in den Pyrenäen, der Adler von Adliswil.» ¹³⁰ Im Militärdienst hatte Krähenbühl sogar Küblers Vollpackung geschultert, «damit Ferdi seine Beine nicht verlor.» ¹³¹

Heinz Lüthi's Lieblingssport war das Schwimmen im Zürichsee. Mit dem Vater zog es ihn Jahr für Jahr in die schöne alte Holzbadi Utoquai.

¹²⁵ Ebd., S. 60.

¹²⁶ Ebd., S. 60 f. Zur organisierten Arbeiterjugend bis 1930 vgl. Petersen, Andreas. *Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz. Radikalisierungsanalyse und Generationentheorie*. Zürich 2001.

¹²⁷ Der Norweger Thor Heyerdahl (1914–2002) war Anthropologe, Botaniker und ein grosser Abenteurer. Bekannt wurde er 1947 mit der Kon-Tiki-Expedition, mit der er nachweisen wollte, dass Polynesien von Südamerika aus besiedelt wurde. Heyerdahls Expeditionsberichte waren Bestseller. Zu Leben und Werk vgl. Schulz, Berndt. *Thor Heyerdahl*. München 1998.

¹²⁸ Lüthi, Vater, S. 15.

¹²⁹ Zum Bild Ferdi Küblers vgl. Brändle, Fabian, und Christian Koller. «Ferdinational» oder «Hugo international»? Radsport und Zeitgeist in der Schweiz der fünfziger Jahre. In: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 14 (2000), S. 7–25.

¹³⁰ Lüthi, Vater, S. 15.

¹³¹ Ebd.

Seine Beschreibung des Utoquais ist mikroskopisch genau. Die Geschlechter waren getrennt. Sogar das gemeinsame Anstehen sei beargwöhnt worden, ebenso «die beinahe verwerfliche Zone» der Fässli, die «das Ende der Wasserhoheit der Badi bezeichneten.»¹³² Dort kam es

«zu Gespritze, Balgereien und zu Berührungen, die der Bademeisterin Kraft einen gelinden Schauer über den Rücken fahren liessen, denn sie verfolgte das Geschehen oftmals mit dem Fernglas, konnte aber trotz ihrer unbestrittenen bademeisterlichen Herrlichkeit nicht überall sein, und Bruckner, ihr Antipode auf der Männerseite, beschäftigte sich viel lieber mit den Egli [...]»¹³³

Zu den «übergeschlechtlichen Bezirken» gehörte der Kiosk mit den Backwaren der Notters. Gegen die Frauenseite habe das Süssliche dominiert, gegen die Männerseite hin das «Salzig-gepfeffert-Fleischige».¹³⁴ Mit Bademeister Bruckner rangelten die Knaben gerne. Dieser starb jung, obwohl er ein grosser Schwimmer war. Die Buben stellten den Egli nach und organisierten Wettschwimmen. Stets wurden sie von erwachsenen Stammgästen beobachtet, zu denen auch Lüthi's Vater gehörte. Die «Banksitzer» kommentierten alles.

Wie Erwin Läser war auch Heinz Lüthi ein Jazzfan. Ein Freund hatte zu Weihnachten ein Lenco-Koffergrammophon erhalten mit Diamantnadel. «Man konnte die Höhen und die Tiefen getrennt regeln und selbstverständlich die Lautstärke. Haifi, sagte Peter, aber man schreibe es High-Fi.»¹³⁵ Zu den favorisierten Künstlern in Lüthi's Freundeskreis gehörte Sidney Bechet.¹³⁶ Ein Herr Althaus, Musiker

¹³² Ebd., S. 10.

¹³³ Ebd., S. 10 f.

¹³⁴ Ebd., S. 10.

¹³⁵ Ebd., S. 188.

¹³⁶ Sidney Bechet (1897–1959) war ein kreolischer Sopransaxophonist und Klarinetist aus New Orleans. Neben Louis Armstrong und Jelly Roll Morton gilt er als wichtigster Solist des frühen Jazz. Er spielte lange Zeit in Frankreich, um sich dem Rassismus in den USA zu entziehen. Der existenzialistischen französischen Jugend war er ein Idol. Vgl. Bechet, Sidney. *Petite fleur. Erinnerungen eines begnadeten Jazzmusikers*. Hamburg und Zürich 1992.

auf Engagement im Niederdorf, pfiff jeweils laut «Summertime» oder den «St. Louis Blues». Sein Hemd war geöffnet. «Er besass eine Vespa mit verchromten Radziernuttern und machte damit Passfahrten, wobei er meistens die jüngere Schwester auf dem Sozius mitführte.»¹³⁷ In einem Milieu, das Heinz Lüthi ansonsten oft als miefig beschreibt, war Althaus eine Ausnahme: modern, unangepasst, künstlerisch veranlagt.

Schluss

Wir haben verschiedene Lebenswelten von Zürcher Kindern und Jugendlichen kennen gelernt. Erwin Läders Freizeit spielte sich mehrheitlich auf der Strasse ab. Sport war sein Lieblingshobby, sei es als Zuschauer, sei es als Aktiver. Die Aussersihler «Gassebuebe» massen sich stets, oft auch handfest. Die Zurschaustellung von Maskulinität war wichtig, um zu einer Clique zu gehören.

Idole in Sport, Musik und Film wurden nachgeahmt. Auch Heinz Lüthi war sportinteressiert. Sein Lieblingsort war die Badi Utoquai. Wie Erwin Läser versuchte er, die Speisekarte um den einen oder anderen Fisch zu ergänzen. Auch die vorgestellten Autorinnen trieben oft und gerne Sport, namentlich im Winter gingen sie Ski fahren, Schlitteln oder Schlittschuh laufen.

Das mangelnde Geld war selten ein Problem. Die Kinder und Jugendlichen improvisierten, machten sich buchstäblich jeden Stoffetzen nutzbar oder kreierten gar Spielzeug aus Abfall. Auf den Strassen und Hinterhöfen entdeckten sie das Quartier und angrenzende Stadtbezirke, spielend oft. Manchmal vermochten die Stadtzürcher Jungen als Zaungäste Artisten oder Zirkusvorstellungen zu sehen, die sie sich eigentlich nicht leisten konnten. Sie nahmen also am grossstädtischen Konsumangebot zumindest symbolisch teil, wie es die Historikerin Heidi Witzig schon für die Zeit um 1900 beobachtet hat. Sackgeld war unbekannt. Wenn sie durch Arbeit einige Rappen zur Verfügung hatten, gingen die vorgestellten Autorinnen und Autoren

¹³⁷ Ebd., S. 189.

gerne aus: zusammen mit Freunden oder Freundinnen ins Kino, an Tanzveranstaltungen oder an Konzerte. Zwar hatte die eine oder andere Autorin männliche Schulfreunde. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, verbrachten aber die Heranwachsenden ihre Freizeit getrennt. Das Interesse am anderen Geschlecht erwachte erst in der Teenagerzeit. Buben spielten Fussball und Rollhockey oder fischten, Mädchen liebten eher Hüpf- und Seilspiele oder «Verkäuferlis». Im Völkerball oder bei «Räuber und Poli» massen sich die beiden Geschlechter. Manchmal wirkten auch Erwachsene mit, die ohnehin oft intervenierten, wenn es ihnen zu bunt wurde. Dann wurde sogar die Polizei gerufen, um dem Treiben ein Ende zu setzen, meistens mit wenig Erfolg. Denn brav waren die vorgestellten Autorinnen und Autoren nicht immer. Am frechsten waren wohl Erwin Läser und Freunde, aber auch Mary Apafi-Fischer liess sich nicht alles bieten und wehrte sich gegen Übergriffe der Buben auch handgreiflich. Sie wollte nicht so recht ins Bild eines Mädchens passen, das man sich damals machte.

Die präsentierten populären Erinnerungen geben also nicht zuletzt Einblick in verschiedene Lebensstile. Das Milieu (etwa das Arbeiterquartier Aussersihl oder das kleinbürgerliche Unterstrass), das Elternhaus, Vereine oder die Gleichaltrigen prägten zwar die Heranwachsenden. Ebenso wichtig waren aber persönliche Präferenzen in Sport, Spiel, Lektüre oder Kultur. In einer Grossstadt wie Zürich war das Angebot sehr gross. Erwin Läser, Annemarie Naef, Mary Apafi-Fischer, Lydia Roten-Besomi und Heinz Lüthi wussten es zu nutzen und kreativ damit umzugehen.